



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2015 Karl-Heinz Waschke

Umschlaggestaltung, Satz + Layout, Korrektorat:  
Ka & Jott, Prenzlau

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

ISBN Paperback: 978-3-7323-6945-4

ISBN Hardcover: 978-3-7323-6946-1

ISBN E-Book: 978-3-7323-6947-8

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

VORWÄRTS

IMMER

EINE ERZÄHLUNG VON  
KARL-HEINZ WASCHKE



**G**rünlich blaugrauer Tabaksqualm waberte unter der niedrigen Decke der Dorfgaststätte in Korbitz herum. Er störte niemanden. Weder der rundliche und trotzdem recht bewegliche Wirt Willi Lohmann noch die Altbauern Siegfried Haferkorn, Otto Breitling, Bernhard Holzer und Karl Rossow, der frühere Maschinist auf dem einstigen Gut, die seit geraumer Zeit am runden Stammtisch saßen, nahmen daran Anstoß. Sie rauchten ihren selbst angebauten und geernteten Tabak, Spitz- und Rundblatt, in der Pfeife. Nur Otto Breitling hatte sein Kraut in Papier gewickelt und damit so etwas wie eine Zigarette geformt. Am Geruch änderte das nichts. Vereinzelt ließen sich schon mal Schneeflocken am Fenster nieder, die wenig später als Wassertropfen an den kleinen Glasscheiben herunterrutschten. Niemand sah hinaus.

»Es wird kalt, hundekalt!« Walter Sembrau, der an den Biertisch trat, hauchte kräftig in die Hände, bevor er einen Stuhl heranzog und sich am Stammtisch niederließ. Seine Feststellung bot zwar nichts Neues, wurde aber trotzdem wortlos abgenickt.

Obwohl der Nachmittag schon weit vorangeschritten war, ließ die Dunkelheit noch auf sich warten. Derzeit gab es nichts zu tun, nicht auf den Höfen und schon gar nicht auf den Feldern. Das wenige Vieh in den Ställen konnten die Frauen allein versorgen.

Neuigkeiten, wichtige vielleicht, worauf jeder im Dorf begierig war, erfuhr man derzeit schon am ehesten in der Kneipe. So dachten jedenfalls alle.

Dem Wirt passte das sehr gut ins Geschäft. Zum Jammern hatte er keinen Grund. Die Wirtschaft lief bombig. Ganz besonders dann, wenn an den vorgeschriebenen Viehauftriebtagen die Händler aus der Stadt zur Sache gingen. Der Auftrieb fand stets am wiederhergestellten Rangiergleis der Kreisbahn statt. Die Abschlüsse wurden dann später in der Gaststube tüchtig begossen. Dazu gehörten natürlich auch das Knobeln, Würfeln und das Spiel mit den Karten. Da wanderte dann schon oft gutes Geld wieder von der einen Hosentasche in eine andere. Die Neusiedler, denen Land übereignet worden war, deren Markstücke aber noch nicht so locker saßen, kamen sich da schon mal selbst wie in einem Salon des Wilden Westens vor. Der Landfilm zeigte im Saal der Gaststätte genügend derartige Filme. Besonders die neugierige Jugend konnte nicht genug davon bekommen.

»Willi, bring uns mal noch eine Runde«, rief Walter Sembrau zur Theke hinüber.

»Einen Kurzen auch noch?« Der Wirt hob die Schnapsflasche in die Höhe und zeigte auf das Etikett. Es war Pfefferminz. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt die gängigste Marke, vom Klaren einmal abgesehen.

»Schenk schon ein!« Bauer Sembrau schurrte mit dem Stuhl näher an den Tisch heran. Im Gegensatz zu den anderen drei Bauern war er trotz seiner respektablen Größe der Kleinste im Bund. In der Schulterbreite konnte er sich aber mit ihnen messen, da nahmen sich alle vier nichts. Sie waren gestandene Bauern und befanden sich im besten Mannesalter. Es ist noch nicht lange her, da hörten alle im Dorf auf den Sembrau. Er war schließlich der Ortsbauernführer. Das Glück war

ihm hold, denn alle Einwohner in Korbitz, ja sogar die Fremdarbeiter, hatten gut für ihn ausgesagt. So kam er fast ungeschoren davon. Vom Gendarmeriewachtmeister Kloss dagegen, den die Sowjets mitnahmen, gab es bis heute noch kein Lebenszeichen. Immerhin befanden sie sich ja nun schon im Spätherbst des Jahres 1955.

»Prost, denn mal!« Sembrau hob das dicke, ungefüge, kleine Glas, das sie hier Stampfer nannten, in die Höhe. Sie stießen an und schütteten sich den grasgrünen Inhalt hinter die Binde. Walter Sembrau behielt sein Glas in der Hand und drehte es spielerisch herum.

»Was gibt es Neues?« Er musste immer nachfragen. Sein Gehöft liegt schließlich einige hundert Meter abseits vom Dorf. Da gelangten nicht einmal die tollsten Gerüchte hin, die derzeit nicht gerade selten durch das Dorf geisterten und für Aufregung sorgten.

»Mann, das Alte ist ja noch nicht mal durchgehelt, was soll uns da schon wieder irgend ein neuer Mist«, murrte Otto Breitling. Er war der Älteste unter ihnen. »Viel Brauchbares und vor allem Aufmunterndes kommt doch sowieso nicht aus der Kreisstadt. Das wirst du doch wohl auch schon mitbekommen haben.« Der Alte schnäuzte sich ausdauernd, steckte dann das große, zusammengeknüllte Tuch wieder in die Hosentasche und nahm einen kräftigen Schluck aus dem Bierglas. Etwas vom weißen Schaum blieb an seinem grauen Schnauzer haften, was ihn nicht störte. Das einsetzende Gerede über die im Nachbarort erfolgte Umbenennung der »MAS« in »MTS« – Maschinen-Ausleih-Station in nunmehr Maschinen-Traktoren-Station – beeindruckte ihn überhaupt nicht. Diese Diskussion ließ ihn kalt. Er füllte seinen schwarz geräucherten Knösel mit neuem, grobem

Tabak, zündete ihn an und vernebelte mit mächtigen Wolken den Bereich über dem Tisch. Otto Breitling nannte diese Diskussion ein »unnützes Geschwafel«.

»Wie die Herren Genossen ihre Firmen benennen, ist mir schnurzegal. Für mich ist wichtig, dass sie mit ihrem neuen Pionier oder der russischen Raupe was schaffen. Hoffentlich ziehen sie uns damit nicht auch gleich noch das Fell über die Ohren«, nörgelte Siegfried Haferkorn, der Knicker, so hieß er im Dorf. Seine Wirtschaft liegt unmittelbar am Anger und damit dicht am Dorfteich, der von einer Reihe recht alter Weiden umgeben ist. Das Tor zum Hof hat eine beachtliche Breite und wird, wie auch die Eingangspforte, ständig geschlossen gehalten. Im Gegensatz zu den meisten Bauern und den noch wenigen Neusiedlern haben die Haferkorns nur ganz selten den Hamsterern aus der Stadt Eintritt gewährt. Ihm selbst und auch der Bäuerin lag nichts daran, Gegenstände für Lebensmittel einzutauschen. Ganz Bedürftigen, vor allem den Kindern, hat seine Frau allerdings stets was zugesteckt, ohne etwas dafür zu verlangen.

Die neue Zeit hat Haferkorn verändert. Er war vorsichtiger und auch nachdenklicher geworden. Die einst schmachvolle Festnahme seiner ganzen Familie, die herzlose, ja fast brutale Behandlung und Verfrachtung durch russische Soldaten und deutsche Polizisten, haftete immer noch in seinem Kopf. Die Erinnerung führte ihn nicht selten in das Gefängnis der Kreisstadt, wo sie nicht allein waren. Bekannte Groß- und Mittelbauern aus der ganzen Umgebung, saßen urplötzlich wie er mit Kind und Kegel hinter Schloss und Riegel.

Was wusste er denn schon von Kulaken? Zu denen sollte er plötzlich gehören? Und das nur, weil die

Haferkorns fünfundachtzig Hektar Land, einen großen Hof mit Stallungen und Scheune sowie Pferde, Kühe, Schweine und viel Federvieh besaßen? Deshalb war er doch nie und nimmer ein Gutsherr! Ein Ausbeuter! Seine Vorfahren und er, seine Frau sowie die ganze Familie haben immer schwer arbeiten müssen, auch dann noch, als sie sich einen Knecht und eine Magd leisten konnten. Eigentlich sollten ja nur Bauern inhaftiert werden, die über einhundert Hektar Land besaßen. Er, Haferkorn, hatte jedenfalls gelernt, den Mund zu halten, das Gegebene so hinzunehmen, wie es nun einmal war. Mit der großen und auch mit der Dorfpolitik will er nichts mehr zu tun haben. Die, die sich da ans Ruder gedrängt haben oder auch eingesetzt wurden, sollen sehen, wie sie fertig werden. Er, Siegfried Haferkorn, hält sich jedenfalls wohlweislich aus allem raus.

Mit einem kräftigen Schluck leerte er sein Bierglas, sah sich um und entdeckte den Wirt an einem Tisch im Vorzimmer. Er hob sein Bierglas in die Höhe, schwenkte damit einen Kreis. Da wusste der Wirt, dass eine neue Lage gewünscht wurde. Das Gespräch am Tisch drehte sich immer noch um die Arbeit der MAS oder nun bald MTS, in der ja auch junge Leute aus Korbitz eine gute Arbeitsstelle gefunden haben. Holzers Sohn, der Willi, saß auch auf einem Pionier und hatte so sein Auskommen. »Was ist denn heute mit dir los, Siegfried? Schweigst, als hätte man dir die Futterluke zugemagelt«, hörte er jetzt die Stimme seines Nachbarn, der ihm nun auch noch kräftig auf die Schulter klopfte.

Bernhard Holzer hatte seinen Hof auf der anderen Seite des Dorfteiches. Fünfzig Hektar Ackerland, einige Morgen Wiesen- und auch Waldflächen hatte er von

seinem Vater übernommen, der im zweiten Kriegswinter im hohen Alter von fast neunzig Lebensjahren gestorben war. Die Berta, Bernhards Frau, hatte über die Kriegszeit viel Glück gehabt. Die zwei Polen Jurie und Sbigniew, die ihr als Fremdarbeiter 1941 zugeteilt worden waren, hatten während Bernhards Abwesenheit die ganze Wirtschaft über die Kriegsjahre hinweg am Leben erhalten. Mehr noch, sie ließen Berta sogar auf der Flucht nicht im Stich. Alle drei kehrten unversehrt auf den Hof zurück. Erst als Bernhard aus dem Lazarett entlassen wurde, verließen auch Jurie und Sbigniew wieder das Dorf Korbitz.

Bernhard hinkte nun zwar ein wenig, was ihn aber nicht hinderte, die Wirtschaft und den Acker in Schuss zu halten. Für das Vieh hatte Berta schon immer eine glückliche Hand, wie es hieß.

»Was soll ich mich einmischen? Ihr quasselt doch schon genug. Werner hält doch auch seine Klappe und schmaucht vor sich hin«, entgegnete Bernhard und rückte sein Bierglas zurecht, das der Wirt vor ihm hingestellt hatte.

»Was interessiert mich das, ob der Laden nun MAS oder MTS heißt? Der Eine wie der Andere schenkt uns nichts. – Wichtig ist, dass eine beanspruchte Leistung richtig und auch pünktlich realisiert wird. Die Jungen bemühen sich ja schon, so gut es geht! Und das ist in Ordnung. Da gibt es nichts zu meckern. – Für das miese Wetter und den vollkommen aufgeweichten Acker kann niemand etwas. Dafür sind sie nicht verantwortlich«, setzte Bauer Holzer noch hinzu.

»Das stimmt schon. Für den Dauerregen und die kalte Witterung kann niemand etwas. Sie macht nicht

nur uns, sondern auch den Neubauern schwer zu schaffen. Wir alle kommen mit den notwendigen Bestellarbeiten nicht voran. Es ist einfach nicht möglich, den Acker zu betreten, geschweige denn, ihn zu bearbeiten, um die Wintersaat auszubringen«, murkte Bauer Haferkorn und schob sein Glas, das er auf einen Bierdeckel platziert hatte, hin und her.

Durch die ruckartig geöffnete Tür drang mit der Gruppe junger Männer auch ein kräftiger Schwall feuchtkalte Luft ins Lokal.

»Willi, vier Bier und vier kurze Korn!«, bestimmte Gerhard Bensing, der Geselle vom Dorfschmied Brandt, noch bevor sie sich, Stühle rückend und damit über den Fußboden schurrend, an einem Tisch niederließen.

Der Krieg hatte sie verschont. Ihre Altersgruppe war zur Zeit des totalen Krieges und des angekündigten Endsieges für sie noch nicht so bestimmend im Blickwinkel gewesen, auch wenn Albrecht Wiegand sowie Horst Boldt schon kurz darauf mit den Müttern und den Großeltern vor den Sowjets die Flucht ergriffen. Versehen mit bepackten Fahrrädern und Handwagen, die das Wichtigste und Notwendigste trugen, ordneten sie sich in den Treck ein und verließen ihre hinterpommersche Heimat. Sie landeten in Korbitz. Dieter Winzer und seine Mutter sind schon lange vor den anderen hierher geschickt worden. Sie zählten zu den Ausgebombten von Berlin.

Die Zeit der Pimpfe lag auch schon lange hinter ihnen, war kaum noch ein Bestandteil von einstigen Erinnerungen. Das sprudelnde Leben existierte und wurde angenommen.

Die Tagespolitik der Genossen und ihrer Partei, die Parolen auf den Plakaten und Spruchbändern, gingen

ihnen unbesehen meilenweit am verlängerten Rückgrat vorbei. Sie waren – bis auf die Tagesereignisse – überhaupt nicht von Belang. Es gab genügend Dinge, mit denen man sich herumzuärgern hatte und die man letztlich doch meistern musste. In der Brigadebesprechung, aus der sie gerade kamen, war es wieder einmal recht heiß hergegangen. Die derzeitige Auslastung der Traktoren in den einzelnen Schichten hatte eine heftige Debatte mit dem Brigadier ausgelöst.

»Wir kommen einfach mit dem Abtransport der Zuckerrüben und ganz besonders mit den Bestellarbeiten bei den gespannarmen, kleinen Bauern und Neusiedlern nicht voran. Es muss was geschehen!« Willi Kurzhals hatte gewettert, sie mächtig zusammengedonnert. Sie kämen nicht hinterher, weil sie wegen jeder Kleinigkeit am Traktor zum Stützpunkt und sogar in die Werkstatt düsten, anstatt selbst mal Hand anzulegen. Diese vielen Leerfahrten beanspruchten darüber hinaus auch noch den Kraftstoffplan, der so einfach nicht mehr einzuhalten wäre. Die darauf folgende Feststellung von Bauer Holzer, dass sie für Reparaturen ja weder ausgebildet seien, noch das entsprechende Werkzeug an Bord hätten, ließ der Brigadier nun schon überhaupt nicht gelten. »Einen Satz der notwendigsten Handwerkzeuge könnte sich ja wohl jeder noch besorgen. Auf dem eigenen Hof wüssten sie sich doch auch zu helfen. Es rennt doch keiner wegen jeder Kleinigkeit gleich zum Handwerker! Davon gibt es ja auch so viele im Ort«, höhnte der Brigadier. »Heißt es da nicht auch: Selbst ist der Mann?«, hatte Kurzhals sie zusammengestaucht.

Die vier Burschen, die erregt und gereizt in die Gaststube getreten waren, saßen jetzt wortlos am Tisch und

warteten auf den Wirt, der ihnen die bestellten Biere und den Korn vor die Nase setzen würde. Sie rauchten und starrten vor sich auf die Tischplatte.

»Ich möchte wirklich wissen, welcher Teufel dich geritten hat, so eine idiotische Verpflichtung in den Raum zu blasen«, beendete – nicht gerade leise – Dieter Winzer das Schweigen und trommelte mit den Fingern auf dem vor ihm liegenden Bierdeckel herum.

»Auf so was Hirnrissiges, den Traktor in persönliche Pflege zu nehmen, kannst wirklich nur du kommen, Albrecht!«

»Na und?«

»Menschenskind, begreif doch! Meine Mutter und ich haben so schon zu kämpfen. Die eigenen acht Hektar buddeln sich ja wohl auch nicht alleine um, der Eigenheimbau steht an, das noch wenige Vieh braucht Futter und nun soll ich auch noch einen volkseigenen Traktor in Pflege nehmen? – So was Blödes anzurühren, das kannst wirklich nur du! – Warte mal ab, die andere Brigade wird dir schon was weisen und dir ein Liedchen flöten!« Dieter Winzer konnte sich einfach nicht beruhigen. »Nimmt den Traktor in persönliche Pflege! – Das ist nicht zu fassen!«

Gerhard Bensing, den die Sache überhaupt nichts anging, schwieg, paffte und ließ den Qualm in Ringen zur niedrigen Decke steigen. Horst Boldt, der in der Beratung weder zugestimmt noch Albrecht unterstützt hatte, schwieg auch jetzt noch. Er wusste schon, dass diese Ankündigung Wellen schlagen würde. Diesem angekündigten Beispiel, welches der Brigadier Kurzhals ja sofort weiter tragen würde, dem konnten sie sich wohl nicht mehr entziehen.

»Du bist wirklich ein echtes Großmaul, hetzt uns zusätzlich Arbeit auf den Hals, Zeit, die ich für notwendige Vorhaben nutzen könnte. – Nee, du musst dich wieder Mal in den Vordergrund schieben. Kannst deine Klappe einfach nicht bändigen!« Dieter Winzer, der sich sonst ganz gut mit Albrecht Wiegand verstand, selten mal mit ihm in Streit geriet, begriff ihn heute nicht.

»Bring uns noch eine Lage, Willi!«, rief Horst Boldt zur Theke hinüber.

Alle Welt sagte »du« zum Wirt. So nahm er auch das Du von den jungen Hüpfern ungerührt entgegen.

Die Alten am Stammtisch hatten für das kaum vernehmbare Gerede und den Wortwechsel bei den Traktoristen überhaupt kein Ohr. Bei ihnen gab es ganz andere Böcke zu melken, wie Altbauer Otto Breitling herausgestellt hatte.

»Ob nun MAS oder MTS, wen interessiert denn das? Ist doch vollkommen sinnlos, darüber Worte zu verlieren! Worüber wir sprechen sollten, eigentlich auch müssten, das sind die zweihundert Hektar Ackerland aus der Enteignung des Gutsherrn von Gallen, die immer noch nicht vergeben sind, brachliegen und vergammeln. Diese Sauerei stinkt doch zum Himmel! Darüber sollten wir reden, uns klar werden, wie wir an den Bürgermeister und an den Parteisekretär Lobewitz herangehen. – Seit acht Jahren ist der Scheißkrieg nun schon vorbei. Doch das richtige Fahrwasser haben wir immer noch nicht erwischt. Stolpersteine in Massen schmeißt man uns vor die Füße. Eingesehen haben die Genossen wenigstens endlich, dass mit den Verhaftungen und Verurteilungen von Landwirten, die ihr ständig steigendes Ablieferungssoll einfach nicht

mehr schaffen, auch kein Blumentopf zu gewinnen ist. Jetzt können wir ein klein wenig durchatmen!« Breitling fixierte die am Tisch sitzenden Bauern. »Es könnte noch besser gehen, wenn uns die unbearbeiteten Flächen vernünftig zugeteilt und zur Bearbeitung übereignet würden. – Das Ablieferungssoll für diese unbearbeiteten Flächen, so ist mir jedenfalls zu Ohren gekommen, beträgt nur fünfzig Prozent. Von diesem Kuchen hätte ich gerne auch ein Stück! Ihr nicht auch?«

»Du kannst gut reden, Otto! Bist ja gut bestückt mit deinem alten Lanz und den zwei Pferden. – Ich mit einem Pferd und einem Ochsen schaffe gerade die Fläche, die mir zugeteilt worden ist. Ich will und kann mir auf gar keinen Fall weder eine schon wieder verlassene Parzelle noch ein Stück Land vom Gut aufhalsen«, murmelte Karl Rossow, einst Maschinist auf dem Gut. Er konnte gut kommandieren und wurde deshalb zum Vorsitzenden des Kriegervereins bestimmt. So bekam er dann ja auch einen Platz am Biertisch der Altbauern und durfte da mitreden.

»Menschenskind, du hast doch deinen Sohn, einen fixen Traktoristen, bei der Berta Rosenau ist er gut angeschrieben, na und die hat zwei bombastische Ochsen, die schaffen schon was weg«, sagte Haferkorn lachend.

»Und was hab' ich davon? Meinst du etwa, die würde mir ihre Tiere ausleihen? – So ein Quatsch!«

»Brauchst du doch gar nicht, Berta und Paul werden doch über kurz oder lang ein Paar. So sieht es jedenfalls aus.«

»Anfragen kostet ja nichts.« Auch Walter Sembrau konnte es nicht lassen, sich einzumischen.

»Dass wir mal beim Parteichef auf den Busch klopfen, halte ich gar nicht mal für verkehrt. Soll er uns doch mal sagen, was mit dem Ödland passiert? Immerhin sind es außer einigen Flächen vom Gut nun auch schon die zehn Hektar vom Kantig. Der hat die Kurve gekratzt, acht Hektar vom Schilling, abgehauen, acht Hektar von der Seidler, mit Sack und Pack über Nacht verschwunden. Und die Familie Wiedlich sitzt ja wohl auch schon auf Koffern und Kartons. Sie wollen wieder nach Berlin zurück. Das habe ich jedenfalls gehört. Hier können sie keinen Blumentopf gewinnen. Die Emilie hat vom Ackerbau wahrlich die Schnauze voll«, schimpfte Haferkorn.

»Kann man es der Frau verdenken? Sie hat ein halbes Jahr allein auf dem Hof wirtschaften müssen, weil die Bonzen und die Richter den Mann für diese Zeit in den Knast gesteckt haben. Und das nur, weil er vergessen hatte, zwei Schweine anzumelden. Ein Klassenfeind, ein Wirtschaftssaboteur sei er gewesen, hieß es.«

»So ein Unsinn, Sembrau. Sag das bloß nicht allzu laut. – Denken und Maulhalten ist besser!«, knurrte Siegfried Haferkorn, der sich selbst daran aber auch nur selten hielt. »Irgendwie wird es schon gedeichselt werden, dass nicht noch mehr Ackerland einfach so liegen bleibt. Von dem übrigen, dem nicht aufgeteilten Land des Gutes, mal ganz abgesehen. Ich glaube aber, uns Altbauern werden sie ganz bestimmt nicht noch mehr Land übereignen. Eher beißen sie sich doch selbst in den Arsch! Das könnt ihr mir glauben. – erinnert euch doch nur mal daran, wie die Funktionäre, die Parteibonzen, gemurrt haben, als feststand, dass wir, die Altbauern, viel Land behalten können und selbständig

weiter wirtschaften dürfen. Wir waren doch alle ganz nahe dran, so dicht wie Straup, der von Haus und Hof und auch von seinem Land getrieben wurde, nur mit einem Bündel eigener Klamotten unsere Gegend verlassen musste. Wie ein Aussätziger wurde er davongejagt. – Habt ihr euch schon mal gefragt, was er denn eigentlich getan hat? – Nichts! Nun lebt er in Westdeutschland.«

Haferkorn schnäuzte in ein großkariertes Taschentuch, das er aus seiner Hosentasche gezogen hatte.

»Das, was du eben gesagt hast, Otto, das überdenke, halte dir mal vor Augen, ob es wirklich was bringt, überhaupt gut ist, dem Parteisekretär mit einer solchen Frage und einem solchen Anliegen auf die Bude zu rücken«, schnarrte Bernhard Holzer, der selten am Biertisch politisierte. Er war kein Duckmäuser. Er sah nur keinen Sinn darin, sich mit den Genossen, die nun mal das Sagen hatten, anzulegen oder sogar Forderungen zu stellen, die ihnen nach dem Gesetz überhaupt nicht zustanden. Seine Tage im Gefängnis wird er nicht vergessen. Ihm war nicht danach, noch einmal hinter Gittern zu landen. »Mich lasst raus. Ich bestelle meinen Acker. Die brachliegenden Flächen soll kultivieren und bestellen wer will!« Der Bauer nahm einen ordentlichen Schluck aus dem Bierglas. »Von mir aus können es getrost die Genossen tun. Es gibt im Dorf doch schon eine ganze Menge davon. – Nur, die haben sicher auch keine Lust dazu, kommen ja kaum mit ihrer eigenen Klitsche zurecht.«

»Du machst wieder alle gleich. Das stimmt doch so nicht!« Max Falkenhorst hob seine Stimme.

»Sieh dich doch nur bei der Paula Wandel mit ihren Kindern um, schau auf die Winzers, die beiden Bachs, oder die Mutter Klinker mit ihren Kindern, die Dora

und den Werner, die haben doch alle ihre Felder gut in Schuss. Gibt es etwas in ihren Wohnungen, in den Ställen oder am Vieh zu bemeckern? – Die haben ganz anders anfangen müssen als wir! – Was nun mal wahr ist, sollte man nicht runterreden!«, konnte sich Falkenhorst nicht verkneifen hinzuzufügen.

Haferkorn winkte nur mit der Hand ab. Otto Breiting stopfte erneut den Pfeifenkopf mit dem Eigenbautabak voll, zündete ihn an und nebelte sich damit ein. Er hätte durchaus nichts dagegen, zwei, drei Hektar mehr zu bewirtschaften, zumal ja einiges Land sogar an seinen Grund und Boden grenzte. Den Versuch, mit dem Bürgermeister und dem Parteisekretär im Ort zu reden, fand er eigentlich gar nicht so dumm, zumal, oder gerade weil die Ablieferungspflichten derzeit immer größer wurden und wirklich nur noch mit Ach und Krach zu schaffen waren. Warum sollen Anbauflächen nicht bewirtschaftet werden? Er sah einfach keinen Grund, den Bauern, die die Kraft hatten, ein solches Vorhaben zu verweigern.

»Falsch kann es wohl nicht sein, wenn wir mal mit dem Bürgermeister, mit dem Parteisekretär Lobewitz oder wenigstens mit Kurt Becker, dem Vorsitzenden des Komitees reden, der ist doch für die Bodenreform und als Ortsbauernberater tätig. Sie müssten uns eigentlich zuhören und verstehen, dass wir dann sogar unseren Ablieferungspflichten weit besser nachkommen können.«

Max Falkenhorst war dran. Er bestellte seine Runde. Die fünf gestandenen Bauern schwiegen. Jeder grübelte vor sich hin. Auch bei den Traktoristen hatte sich die Aufregung gelegt. Sie waren sich klar darüber, dass an

der Geschichte wohl kaum noch was zu verändern war. Jeder sinnierte darüber, ob sich vielleicht doch noch was daran drehen lässt. Die Lust auf ein Skatspiel oder auf das ganz beliebte Knobeln mit Streichhölzern war ihnen jedenfalls für den heutigen Abend genommen.

Der Dorfkrug füllte sich. Die neue Plattenbar, die sich Willi Lohmann angeschafft hatte, versorgte die Gäste mit lauter Musik.

»Ich muss jetzt!« Albrecht Wiegand klopfte mit der Faust auf den Tisch, schob den Stuhl zurück und erhob sich. Mit den Knien beförderte er ihn wieder an seinen Platz zurück. »Warte! Ich komme auch mit!«, schloss sich Horst Boldt an. »Es gibt zu Hause noch allerhand zu tun.« Er klopfte ebenfalls nur auf den Tisch. Kurz darauf schloss sich die Tür hinter den beiden.

Sie mieden den Bürgersteig. Der war schließlich nichts weiter als ein unbefestigter, vollkommen aufgeweichter Trampelpfad. Sie marschierten lieber auf dem mit Kopfsteinen gepflasterten Damm, der war zwar sehr holprig, oft glitschig und auch von Wasserpfützen übersät, aber so letztlich weit besser begehbar. Das Licht der Straßenlampen, die oben an den hölzernen Masten befestigt waren, erhellte die Umgebung nur sehr schwach und ließ die sich längs der Dorfstraße hinziehenden flachen Dorfkaten ins Dämmerlicht fallen.

Die Familien Wiegand und Boldt wohnten nebeneinander. Ein dreistufiger Tritt, begrenzt von einem Metallgeländer, kennzeichnete die jeweilige Wohnung, die aus einem dunklen Flur, mehr einem Vorraum, einer Küche, einer Kammer und zwei weiteren Zimmern bestand. Die Küche und das Schlafzimmer lagen auf der Hofseite.

Diese Wohnhäuser hatten schon einige Jahrzehnte auf dem Buckel. Es sind einfache Lehmhäuser, die auf einem erhöhten Feldsteinfundament oder einfach zur ebenen Erde errichtet wurden. Jetzt waren sie überwiegend, wie auch das herrschaftliche Gutshaus, von Flüchtlingen bewohnt. Alles war sehr eng. Ähnlich dicht nebeneinander lagen auch die Stallplätze in den einst zum Gut gehörenden Wirtschaftsteilen. Die Neubauern mussten sich arrangieren, versuchten, miteinander klarzukommen. Dass das Neubauernbauprogramm schon lief, war auch in Korbitz nicht zu übersehen. Innerhalb des Ortes und an der Straße zum Nachbardorf Letzow gab es bereits drei Häuser mit den integrierten Ställen. Man half sich gegenseitig. Alleingelassen wurde eigentlich niemand. Die Solidarität war noch nicht zerbrochen, auch wenn sich dann und wann schon mal der Futterneid zeigte.

Albrecht Wiegand und Horst Boldt verabschiedeten sich mit einem »Mach's mal gut!« Mehr gab es nicht zu sagen. Einige Schritte weiter stieg auch Horst Boldt die Stufen hoch und verschwand im Innern des Hauses. Die Mutter und die ein paar Jahre ältere Schwester Thea warteten schon mit dem Abendessen auf ihn. Die nicht sehr große, aber doch rundliche Frau mit dem grauen, aufgesteckten Haar empfing ihren Sohn mit den Worten: »Wird ja nun wohl auch Zeit!«

Er hing die schwere Joppe an einen Haken, der an der Innenseite der Tür befestigt war, zog sich die derben Schuhe von den Füßen und stellte sie in die Nähe des Regals. Sie waren nass und schmutzig.

Das Abendbrot, einige große Schnitten, Wurst aus der eigenen Schlachtung, Schmalz, etwas Butter sowie